

## Symposium der Friedensinitiative Linz

„Die Angst vor dem Fremden und das Zusammenleben  
in EUropa.“

Linz, am 21. Jänner 2011

### VORTRAG

#### „GASTFREUNDSCHAFT IN FINSTEREN ZEITEN“

Von Dr.<sup>in</sup> Marianne Gronemeyer

„Wirklich, ich lebe in finsternen Zeiten!“ schreibt Bert Brecht in einem Gedicht „an die Nachgeborenen“ in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts; Zeiten, in denen „ich dem Hungernden entreiße, was ich esse, und mein Glas Wasser einem Verdurstenden fehlt.“<sup>1</sup> Angesichts dieser Not scheint es uns kaum erlaubt, unsere Zeit finster zu nennen. Wir entreißen niemandem, was wir verzehren, und ein Glas Wasser fänden wir nicht einmal der Rede wert. Was uns den Genuss trübt, ist nicht die Sorge um des Andern täglich Brot, sondern die um den eigenen Cholesterinspiegel und die zulässige Kalorienmenge. Und Wasser brauchen wir nicht, um den Durst zu löschen, sondern um ‚gefährlicher Dehydrierung‘ vorzubeugen. Wir können essen und trinken, ohne dem Nachbarn das Seine zu rauben.

Aber können wir wirklich glauben, dass unser täglich Brot niemandem fehlt, nur weil der arme Lazarus nicht auf unserer Türschwelle hockt und es uns erspart bleibt, ihn wegzujagen? Dass wir, wohlgenährt, niemandem auf dem Rücken sitzen, ist eine der Lebenslügen, mit denen wir uns unser Wohlleben versüßen. Denn wir sind weit davon entfernt, nur ‚unser täglich Brot‘ zu verlangen. Wir lassen auffahren, was die Welt zu bieten hat, koste es, was es wolle. Und was wir beanspruchen, kostet tatsächlich sehr viele *ihr* täglich Brot.

Die Zahl derjenigen, die an den Rand gedrängt sind, die aus der verordneten Normalitätsanforderung herausfallen, die den geltenden Standards nicht genügen können, wächst auch hierzulande rapide. Von ihnen hält man sich besser fern, um die eigene Zugehörigkeit zu den Satten nicht zu gefährden. Leichter noch fällt die Distanzierung gegenüber denen, die ohnehin weit weg sind in den Slums, in den Barrios, in den Favelas der andern Welt; auf den von Monokulturen verwüsteten Feldern, auf denen - noch - wächst, was wir durchbringen, wo Menschen für einen Lohn arbeiten, der sie weder leben noch sterben lässt; in den Fabriken, wo die Kinder bis zum Siechtum geknechtet werden. Sie alle werden von uns dann und wann auf dem Bildschirm besichtigt, aber mehr, um uns des eigenen Wohlergehens zu vergewissern als um ihretwillen; oder um uns einen guten Grund nennen zu lassen für eine gelegentliche Spende, mit der wir das sowieso entschärfte Gewissen vollends lahm legen können. Es gibt sie also zu Hauf, diejenigen, denen wir das Wasser abgraben und das Brot streitig machen. Aber es wird gewissenhaft dafür gesorgt, dass sie bei uns nicht vorstellig werden und dass sie uns den guten Schlaf nicht rauben. Sind unsere Zeiten also weniger finster, als jene, in denen Brecht sich vorfand?

Es ist die Pointe und der Ehrgeiz der industriellen Gesellschaft, dass in ihr für alles gesorgt ist, dass die Versorgung ihrer Mitglieder lückenlos ist und ihnen für sich und füreinander nichts zu tun übrig bleibt. Wir müssen uns nicht, wie Brecht, den Kopf darüber

<sup>1</sup>Bert Brecht: Gesammelte Werke Bd. 9, Frankfurt 1967, S. 722f.

zerbrechen, ob wir jemandem auf dem Rücken sitzen. Wir sitzen in der Kälte und frieren. Denn wir sind der Fürsorge füreinander enthoben. Dem Staat ist nicht nur das Gewaltmonopol, sondern auch das Fürsorgemonopol zugefallen. Das hat uns in einen *erbarmungslosen Individualismus* getrieben, der sich mit schriller Unausweichlichkeit durchsetzt. „Wer ist mein Nächster?“ „Ich selbst, wer sonst?“ Das: „Wie geht's“, das wir einander gönnen, wenn wir uns in die Quere kommen, will keine Antwort. Es ist eine leere Floskel. Denn wie es Dir geht, geht mich nichts an. Es ist geradezu unschicklich das „Wie geht's“ als Frage nach meinem Ergehen aufzufassen. Ich bräuchte mit einer wahrheitsgemäßen Antwort den Frager in die peinliche Lage, sich mit mir befassen zu müssen. Ich würde ihm seine Zeit stehlen. Unsere Gesellschaft ist vollgestellt mit speziellen Agenturen, zuständigen Stellen, erprobten Institutionen und routinierten Ämtern, an die ich mich wenden kann, wenn mir dies oder jenes mangelt. Von jemandem persönliche Hilfe zu erbitten, erschiene mir angesichts dieser gut sortierten Angebote beinahe ungehörig.

Die Wortkombination „erbarmungsloser Individualismus“ hat etwas Anstößiges; Individualität genießt einen guten Ruf und hohes Ansehen. Sie scheint die Errungenschaft demokratischer Freiheit schlechthin zu sein. Jedem soll es erlaubt sein, seinen ureigensten Weg des Sein-Könnens (Peter Sloterdijk) zu finden und zu gehen, unabhängig von Stand und Geschlecht und Herkunft. Niemandem soll das Recht verwehrt sein, ‚sich selbst zu verwirklichen‘. Es scheint, als werde damit jedem Individuum seine Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit zugestanden und beglaubigt, als werde jeder und jede einzelne als Selbstzweck geachtet und nicht nur als Mittel benutzt. Tatsächlich aber meint ‚Individualismus‘ nicht respektierte Einzigartigkeit, sondern erbarmungslose Vereinzelung. In der konsumistischen Gesellschaft werden die Menschen zu Einzelkämpfern abgerichtet, die, um sich durchzusetzen, zwei wesentliche Lektionen zu lernen haben. Lektion eins: Meinen Vorteil kann ich nur wahren, wenn Andere das Nachsehen haben, je mehr Andere, desto besser für mich. Lektion zwei: Ich brauche niemanden. Ich kann alles allein. Wenn ich niemanden brauche, bin ich niemandem etwas schuldig. Das ist meine Freiheit. Alles, was ich brauche, ist auf dem Markt zu haben. Ein guter Service für alle Lebenslagen ersetzt mir Familie, Freunde und Nachbarn, und ist im Vergleich zu diesen extrem pflegeleicht. Man muss ihn nur bezahlen können. Das sind die Lehrsätze der erbarmungslosen Gesellschaft, die sich selbst ‚sozial‘ nennt. Und so wird der Gelderwerb zum höchsten Lebensziel geadelt.

Dass Konkurrenz um knappe Güter die Menschen mitleidlos macht, unempfindlich gegen die Not der Andern, ist eine alte Menschheitserfahrung: Erst kommt das Fressen und dann die Moral! Und doch werden immer wieder Geschichten weitergesagt, wie inmitten der bittersten Not Mitleid sich regte und miteinander geteilt wurde, was schon für einen nicht reichte. Jetzt aber befinden wir uns im Übergang in die ‚menschenlose Gesellschaft‘. Erst in ihr vollendet sich ihre Erbarmungslosigkeit. Natürlich sind die Menschen immer noch da, aber nicht mehr füreinander. Wir haben alle Tuchfühlung verloren und begegnen uns kaum irgendwo als Du und Du. Wir wenden unsere Tätigkeiten nicht mehr aneinander, sondern an das Funktionieren einer undurchschauten Maschinerie, in die wir als bloße Funktionspartikel eingeklinkt sind und in der wir verfahrensgerecht agieren müssen. Bezahlt werden wir nicht dafür, dass wir einander wohl tun, sondern dafür, dass wir nicht stören. Um nicht zu stören, müssen wir möglichst wenig Notiz voneinander nehmen und alle Aufmerksamkeit auf den reibungslosen Ablauf der Maschinerie richten, die absoluten Vorrang vor den Belangen der Menschen hat. Wir haben uns unsere Zuständigkeit für uns selbst und füreinander stehlen lassen. Selbst Mütter und Väter sind zu Dienstleistern für ihre Kinder geworden, Ärzte machen ihren ‚Klienten‘ ein preislich abgestuftes Serviceangebot, Lehrer sollen ihre Schüler als Kunden betrachten, die sie mit modularisierten Lernrationen abspeisen. Wenn ich am Telefon eine Fahrkarte bestel-

len will, werde ich mit dem litaneihaften Satz: „Wie kann ich Ihnen bei Auskunft und Buchung helfen?“ zugekleistert. Die dort am andern Ende der Leitung sitzen, dürfen nicht einmal mehr mit mir sprechen, sondern müssen mir eine einstudierte Freundlichkeitsphrase an den Kopf werfen. Türen öffnen sich vor mir wie von Geisterhand und ersparen mir die Rücksicht auf meine Mitpassanten. Immer neues elektronisches Equipment erübrigt jede Berührung mit dem Andern. Niederflurbusse machen die Rollstuhlfahrer unabhängig von fremder Hilfe und ihre Mitmenschen unempfindlich für sie. Die famosen Handtelefone lassen mich meine Fingerfertigkeit trainieren und mich zugleich verstummen. Das Tête à Tête mit dem Computer wird zum Inbegriff des Weltkontaktes. Menschenleere überall, mitten im Gedränge.

Eine kleine kürzlich erlebte Szene ist mir zum Inbegriff dieser Abwesenheit geworden. Ich war in Braunschweig, wo ich einen Vortrag zu halten hatte, in einem Hotel einquartiert worden, das im Umbau war. Schon abends kam es mir vor, als sei ich - umbaubedingt - der einzige Gast. Mir wurde von einer eigens herbeigeradelten Hotelangestellten die Tür aufgeschlossen und hinter mir wieder verschlossen. Ich fühlte mich auf eine unangenehme Weise weggesperrt. Obwohl ich den Schlüssel zur Freiheit in meiner Hand hielt, kamen mich klaustrophobe Anwandlungen an. Am andern Morgen fand ich dann den Frühstücksraum: einen prachtvollen alten Hansesaal von drei über mir schwebenden riesigen Kronleuchtern erhellt, deren Lichtpunkte sich in großen Wandspiegeln vervielfachten. Das übliche Frühstücksbuffet, bei dem man alles allein machen kann und muss, sogar den Kaffee und die Eier, stand bereit, und mir zur Erleichterung, gab es einen weiteren Gast, der mutterseelenallein auf dieser riesigen Fläche saß und eilig zur Zeitung griff, als er mich bemerkte. Das Signal war deutlich, und ich machte mich auf in die entlegenste, ‚feindliche‘ Ecke des Raumes. Außer uns beiden keine Menschenseele weit und breit. Dann tauchte schließlich doch eine junge Frau auf. Sie entbot uns keinen Gruß, fragte nicht nach unserem Befinden. Sie durchquerte mit raschen Schritten den Raum, setzte die Stereo-Anlage in Gang, und verschwand. Das war die einzige Wohltat, die sie für uns gemäß Hotelreglement übrig hatte: die Beschallung des Raumes mit Spülwassermusik. Auf einmal wurde mir bewusst, dass wir so, wie wir da saßen, gut in einen surrealistischen Film gepasst hätten, und ich brach in schallendes, wenn auch nicht vergnügtes Gelächter aus. Dadurch habe ich dann mit meinem Frühstückskollegen doch noch ein paar Worte von Angesicht zu Angesicht gewechselt. Welch eine Befreiung in beklemmender Lage.

Es ist gar nicht einfach, mich meinen Zeitgenossen verständlich zu machen, wenn ich darüber erschrecke, dass wir modernen mit allem versorgten Menschen immer weniger aufeinander angewiesen sind. Ich fürchte, diese Sorge teilen nur wenige mit mir. Die Angewiesenheit aufeinander steht nicht hoch im Kurs. Im Gegenteil. Wir streben nach Autonomie. Je weniger ich angewiesen bin auf die Unterstützung und den Beistand meiner Mitmenschen, desto freier bin ich. Diese Lektion haben wir gründlich gelernt. Und die lebenserleichternden Errungenschaften, die uns diese Unabhängigkeit voneinander bescherten, lassen wir uns nicht so leicht madig machen.

Warum sollte es besser sein, es schwer als leicht zu haben im Leben? - Weil der Preis für die Leichtigkeit des Seins enorm ist. Wir werden in dieser Totalversorgung nicht nur systematisch voneinander isoliert, was katastrophale Folgen für unser In-der-Welt-Sein hat. Und zwar nicht erst dann, wenn uns das Geld ausgeht, das uns erlaubt, die fehlende Mitmenschlichkeit durch den Ankauf von Dienstleistungen zu kompensieren. Auch Menschen, die genug Geld haben, um sich mit allen möglichen Existenzprothesen auszustatten, werden trübsinnig und krank an ihrer Vereinzelung. Vollends desolat wird die Situation, wenn jemand weder Menschen noch Geld hat, auf die er oder sie sich verlassen kann.

Aber damit nicht genug. Die durch und durch modernen Menschen werden in ihrer totalen Versorgtheit nicht nur isoliert, sie werden auch hilflos und bedürftig. Sie haben ihre Daseinsmächtigkeit und ihre Freiheit, die sie gerade gewonnen zu haben meinen, vollends verloren. Zwar sind sie nicht mehr angewiesen aufeinander aber dafür vollkommen abhängig vom Ganzen. Denn nun sind sie ‚kriegende‘ Menschen geworden, solche, die alles, was sie zum Leben brauchen, kriegen müssen, weil sie nichts mehr aus eigener Kraft vermögen. Kriegend sind sie aber auch in dem Sinn, dass sie, um genug abzukriegen von dem, was da zu kriegen ist, sich ständig im Kriegszustand mit ihresgleichen befinden. Denn die wollen natürlich ihrerseits genug abkriegen. Und nie reicht der Vorrat, um alle Begehrlichkeiten zu befriedigen. Denn das Begehren von beliefungsbedürftigen Mängelwesen ist unersättlich.

Das ist übrigens die einzige Form des Miteinanders, die in der industriellen Gesellschaft als zulässig gilt, die sogar stimuliert und angeheizt wird: das kriegerische Gegeneinander, das wir verharmlosend Konkurrenz nennen. Aber die Konkurrenten laufen keinesfalls miteinander, was das Wort concurrere insinuiert, sondern sie rennen bis zur gegenseitigen Niederwerfung gegeneinander an und machen die gesellschaftliche Öffentlichkeit bis in die Privatheit hinein zum Kriegsschauplatz. Die Logik ist also so einfach wie teuflisch: Je freier wir voneinander sein wollen, desto bedürftiger werden wir, je bedürftiger wir sind, desto mehr wird unser soziales Miteinander von der „alles durchherrschenden Kälte der Konkurrenz“ bestimmt.

Es ist klar, dass in diesem Klima diejenigen am wenigsten zu lachen haben, die ohnehin angeschlagen sind und die aus Schwäche, Gebrechlichkeit oder Geldnot nicht mithalten können im Krieg um die sogenannten knappen Ressourcen. Zu erklären, warum die Wortkombination ‚knappe Ressourcen‘, die uns so leicht über die Zunge geht, in Führungsstriche gehört, würde einen eigenen Vortrag brauchen. Hier nur so viel. Die ‚knapen Ressourcen‘ sind nicht etwa von Natur aus knapp, sondern werden systematisch mit ungeheurem Propagandaaufwand verknappt. Was für alle reicht, ist ungeeignet, die Konkurrenz anzuheizen. Damit das Missverhältnis zwischen den Begierden auf der einen Seite und dem Vorrat auf der andern Seite inmitten eines überwältigenden Überflusses, aufrechterhalten werden kann, damit also Knappheit herrscht, müssen immer neue Begierden erzeugt werden. Man kann über den Daumen sagen: je größer der Überfluss, je mehr Waren und warenförmige Dienstleistungen uns umschwirren, desto bedürftiger werden die Menschen. Denn jede Ware und jede Dienstleistung ersetzt eine Tunsmöglichkeit und erübrigt die Herausbildung einer Fähigkeit und Könnerschaft. Wenn uns die Tunsmöglichkeiten und die Fähigkeiten abhanden kommen, dann können wir nicht mehr wählen, wer wir sein wollen, denn das steht im Vorhinein fest, wir müssen Konsumenten sein. Wir können auch nicht mehr wählen, was wir tun wollen. Auch das steht fest: Wir müssen Geld verdienen, damit wir Konsumenten sein können. Unsere Freiheit besteht darin, aus dem, was uns vor die Nase gehalten wird, auszuwählen, auch wenn es nicht brauchbar, vollkommen überflüssig oder schädlich ist und uns immer mehr verstümmelt.

Das ist kein Milieu, in dem Gastfreundschaft gedeihen könnte: Gastfreundschaft, jene alte Praxis der Gegenseitigkeit, für die wir so sehr jedes Gespür verloren haben, dass es notwendig ist, daran zu erinnern, was sie einmal war. Bei Bernhard Heindl lese ich, dass der Ort, an dem die Gastfreundschaft sich in ihrer reinsten Form zeigt, das Fest ist: „Denn zu einem Fest putzt sich jeder heraus. So kehrt auch die Wirtschaft (also das Haus der Gastgeber) an einem Feiertag das Beste hervor, was sie zu bieten hat und zeigt wozu sie fähig ist. Im Fest wendet sich die Not des Alltags. Wo gefeiert wird, wird nicht geknausert. ... Dann genießen die Mitglieder des Hauses seinen Überschuss in einem üppigen Mahl. ... Im Mittelpunkt eines solchen außergewöhnlichen Ereignisses

stand früher der ‚Fremde‘ (hostis)“, der auch zugleich der ‚Feind‘ sein konnte. Das ist besonders wichtig, denn auch ihm gebührt Gastfreundschaft. Gastfreundschaft ist beileibe keine so harmlose Angelegenheit, wie wir heute glauben, wenn wir sie allenfalls noch praktizieren. **Wir** haben es dann mit geladenen Gästen zu tun, keinesfalls mit Fremden, die an die Tür klopfen und Einlass begehren und von denen wir nicht wissen, ob wir ihnen trauen können. Auch ist unsere Gastfreundschaft genau terminiert. Wir wissen nicht nur im Vorhinein, **wie viele** kommen, sondern auch **wer** kommen wird, **wann** mit dem Erscheinen der Gäste zu rechnen ist und **wann** sie sich wieder aufmachen. Auch sind unsere Gäste nicht in Not. Sie haben ein Zuhause, einen Ort, der ihnen jederzeit offen steht. Der Fremde hingegen bietet die Garantie der Vertrauenswürdigkeit nicht. Natürlich gelten auch für ihn die Gesetze der Gastfreundschaft und das in ihn gesetzte Vertrauen zu missachten, wäre eine schwere Verfehlung. Aber wie das so ist mit dem Vertrauen, es ist keine Garantie und daher immer ein Wagnis, Vertrauen kann sich nur dadurch bewähren, dass man es hat.

Der Fremde nun wurde als „ ‚Gast‘ (hostis)... vom Vorsitzenden bei Tisch mit besonderer Ehre behandelt. Selbstverständlich wurde ihm das Beste serviert. ... Bei dieser demonstrativen Bevorzugung des Fremden vor allen Hausbewohnern verstand sich natürlich von selbst, daß seine Versorgung kostenlos war. Bis heute läßt niemand den Eingeladenen irgendwelche Verpflichtungen auf. Allen ist klar, **dass** sich ein Gast sein Essen nicht erst durch Arbeit in der Küche verdienen muss. Denn die Freude über sein Erscheinen im Haus, das durch das fremde Flair, das er mitbringt, bereichert wird, ist Dank genug. ... In allen Kulturen wurde einst (das) (dieses) Gesetz hochgeachtet, das den Unterschied zwischen einem Haus und einer Höhle, sowie zwischen Mensch und Unmensch markiert. Weil der Fremde unter dem Schutz dieses heiligen Gesetzes stand, ohne den keine *humanitas* in der Welt existiert, galt er als Bote der Götter.“<sup>2</sup> So weit Bernhard Heindl.

Ersichtlich hat die antike Gastfreundschaft es mit anderen Fremden zu tun als wir heutzutage in unseren modernen Gesellschaften. Es waren Gäste auf der Durchreise, keine solchen die blieben. In der Regel konnte man nicht länger als drei Tage zu Gast sein. Wir aber haben es zu tun mit dem Fremden, der bleibt. Auf diese Situation sind die alten Regeln der Gastlichkeit nicht eins zu eins als Maßstab anzulegen. Aber eines – das lehrt uns die Gastfreundschaft – ist unverzichtbar im Umgang mit den Fremden: die Ebenbürtigkeit derer, die da Umgang miteinander haben. Ebenbürtig können die Fremden nur sein, wenn sie ihrer Fremdheit wegen gefürchtet werden. Die Fremdheit des Fremden ist furchtgebietend, denn sie stellt die Eigenheit des Eigenen infrage. Wer sich vor dem Fremden nicht fürchtet, der ist sicher, dass er ihn beherrschen kann, und hat vor, das auch zu tun. Es sei denn, die Furcht vor dem Fremden würde überwogen dadurch, dass man durch seine Fremdheit verlockt, verführt, bezaubert und inspiriert würde. Die Verlockung, durch den, die oder das Fremde ist die andere Möglichkeit, die dessen Ebenbürtigkeit nicht antastet. Solange die Fremden in der Lage sind, uns fürchten zu lehren oder uns zu verlocken, haben sie ihren Status als Gäste behauptet und sind nicht zu Bittstellern erniedrigt, die sich ihr Bleiberecht gewähren lassen und erbetteln müssen, unter Bedingungen, über die sie nichts vermögen und die ihnen diktiert werden. Keine Frage, der Gast hat auch Pflichten, insbesondere der, der bleibt. Er **muss**, so sagt George Steiner, über unseren Gaststatus auf dieser Erde, den Ort, an dem er als Gast aufgenommen wird, etwas sicherer, sauberer und schöner machen. Aber das ist eine Pflichtübung, die der Gast selbst gestaltet, die ihm nicht seine Fremdheit stiehlt und die die Abstattung eines Dankes ist und nicht eine erzwungene Pflicht.

---

<sup>2</sup> Bernhard Heindl/Sigmar Groeneveld: Gründe – Abgründe, Innsbruck, Wien, Bozen 2006, S. 107f.

Es gibt noch eine dritte Möglichkeit, die Ebenbürtigkeit des Fremden nicht anzutasten. Und die taucht auf, wenn ich erkenne und anerkenne, dass der Fremde in Not ist und meines Beistandes und meiner Fürsorge bedarf.

Die **Furcht**, die **Verlockung** durch die unverstandene Andersheit des Fremden und das **Erbarmen** mit ihm, das sind also die Hinwendungen zu ihm, die mich davor bewahren können, den Andern entweder zu verachten oder ihn zu verselbigen, will sagen, ihn mir anzuähneln, ihn seiner Fremdheit und Andersheit zu berauben und nur das an ihm gelten zu lassen, was mir nicht in die Quere kommt.

Ich fürchte aber, eine Gesellschaft beliefungsbedürftiger Mängelwesen ist außerstande diese Haltungen gegenüber den Fremden einzunehmen. Wir setzen uns überhaupt nicht zu ihrer unvergleichlichen Andersartigkeit in Beziehung, sondern nehmen sie nur als Rivalen wahr, die dasselbe wollen wie wir und uns streitig machen, was uns zusteht.

Es ist unablässig und mit allen Zeichen der Besorgtheit von der fehlenden Integration der Fremden die Rede. Integration ist ein nobles Wort für ein weniger nobles Unterfangen. Denn es meint nicht das Miteinander mit ebenbürtigen Andern, sondern den Umgang mit entwicklungsbedürftigen und erziehungsbedürftigen Dritten, die an die geltenden Standards unserer Gesellschaft angepasst werden müssen, aber eben nur so weit, dass sie weder **gewalttätig** noch **Sieger** werden im Kampf der Konkurrenten. Sie sollen sich befriedet mit den unteren Rängen der Gesellschaft begnügen. (Die Greencard-Fremden lasse ich hier einmal aus der Betrachtung heraus. Sie genießen einen Sonderstatus.)

Die Integration ist aber nicht das vordringliche Problem. Zuallererst müssten wir es doch mit der Fremdheit der Fremden zu tun bekommen, ehe wir uns miteinander arrangieren. Uns ihre Fremdheit spüren zu lassen, wird den Fremden verweigert. Was wir an ihnen fürchten ist nicht ihre Andersheit, sondern ihre Armut. Fremdenangst ist Armutsangst. Wir fürchten, dass sie es auf unsern Wohlstand abgesehen haben. Und so kann man sagen, dass wir ihnen unsere Furcht vorenthalten und sie mit unserem Neid drangsaliieren. Der Neid hat zweierlei Richtungen und ist eine zerstörerische Kraft. Er richtet sich nach oben auf die Beneidenswerten, zu denen man aufrücken will. Er richtet sich aber auch nach unten gegen die, die ihrerseits emporklimmen. Sie gefährden meine gesellschaftliche Rangposition, denn wenn es da vor Gleichgestellten wimmelt, geht mein mühsam errungenes Bisschen Exklusivität den Bach hinunter. Wenn der Neid im Spiel ist, ist friedliches Beieinander unmöglich.

Das Erbarmen, jene dritte Kraft, die die Fremdheit respektiert, wäre die einzige Kraft, den Fremden den Neid zu ersparen. Nun haben wir unsere Gesellschaft als eine solche charakterisiert, die den erbarmungslosen Individualismus schürt. Er ist das soziale Pendant zur Wachstumsideologie. Die ‚ichige‘ Perspektive des Neides und der Rivalität, lässt, worauf Pierre Bourdieu in seinen ‚Algerischen (H) Skizzen‘ hinweist die Fremden nur als Immigranten in Erscheinung treten und als Eindringlinge wahrgenommen werden. Der erbarmungsvolle Blick auf den Fremden in Not müsste sie aber zuallererst als ‚Emigranten‘ erkennen, als solche, die ihre Herkunft verloren haben und eine Ankunft noch nicht gefunden haben. Sie sind ortlos, gehören nirgends dazu, werden daheim vielleicht als Verräter betrachtet, oder mit Hoffnungen beladen, die sie nicht erfüllen können. Sie sind in einem unauflösbaren Dazwischen, ihre Wurzeln sind Luftwurzeln. Statt einer Ankunft erfahren sie, dass sie sich eines Vergehens schuldig gemacht haben, des Vergehens, dass sie da sind. Sie sind fehl am Platze, sie sollten sich besser „in Vergessenheit bringen und sich ihre Anwesenheit vergeben lassen“, statt auf ihr zu bestehen.<sup>3</sup> Das ist wahrlich die äußerste Not, in die Menschen geraten können, aber statt des Erbarmens erfahren sie eine Flut von Kontrollmaßnahmen, die ihre Not beweisen sollen, als ob sie

---

<sup>3</sup> Bourdieu, Pierre: Algerische Skizzen, Berlin 2010, S. 466 f.

nicht ganz offensichtlich wäre. Und nur, wenn sie erwiesenermaßen in der Not sind, die wir anerkennen, dürfen sie bleiben

Wir ersparen uns den Anblick der Not dadurch, dass wir die Emigranten gar nicht erst in unser Land lassen, geschweige denn, dass wir uns mit ihrer Fremdheit einlassen und für ihre Andersheit interessieren würden. Wir hingegen, nehmen uns heraus die Grenzen ihrer Herkunftsorte niederzurennen, indem wir als Touristen bei ihnen einfallen und ihre Länder zu Touristenlandschaften verwüsten, in denen es zugehen muss, wie wir es gewohnt sind, mit einer kleinen Prise Fremdartigkeit, die uns den Kick gibt. Wir halten uns noch für Wohltäter, wenn wir die Heimischen ein paar Groschen verdienen lassen, indem sie in sinnloser Arbeit überflüssige Souvenirs für die Trophäensammlungen der Beutejäger verfertigen oder es diesen auf alle mögliche Weise bequem und unanstößig machen in ihrer Heimat. Was uns zu all dem das Recht gibt, ist einzig und allein unsere Zahlungsfähigkeit.

Nein, die Integration der Fremden in unsere Welt ist wahrlich nicht unsere dringlichste Aufgabe. Die wäre vielmehr, uns zuallererst in unserer eigenen Welt zu desintegrieren, ihrer Logik und ihren verwüstenden Zwecksetzungen die Gefolgschaft zu verweigern, selbst fremd zu werden in der Welt der allgemeinen Gleichmacherei, in Widerspruch zu den Zumutungen zu geraten, die wir noch als unser eigenes ‚Bedürfnis‘ interpretieren, während sie doch nur das sind, was wir wollen dürfen.

Der Konsumismus ist die neue Welteinheitskultur. P .P. Pasolini nannte ihn schon in den siebziger Jahren den neuen Faschismus. Unter seiner Ägide wird das Fremde beseitigt. Umgang mit dem Fremden und mit der Fremdheit, mit dem Staunenswerten und Überraschenden bekommen wir nicht als Konsumenten, sondern nur als tätige Menschen, die aufeinander angewiesen sind. Jede solche aktive Begegnung mit den Fremden und dem Fremden zählt mehr als alle verordneten Integrationsmaßnahmen.

---

**Dr. rer. soc. Marianne Gronemeyer** (geb. 1941) kommt aus der Friedens- und Konfliktforschung, ist Professorin für Erziehungs- und Sozialwissenschaften an der Fachhochschule Wiesbaden und beschäftigt sich mit Grundproblemen der modernen Gesellschaft wie der Reduzierung der Vielfalt und Unterschiedlichkeit auf Eindeutigkeit, mit Versäumnisangst, Sinnentleerung und Hektik, mit Stress, Überangebot, Machtausübung und mit der problematischen Orientierung an materiellen und vielfach manipulierten Bedürfnissen. „Wir glauben, die Welt werde nach unseren Bedürfnissen eingerichtet, tatsächlich richten sich unsere Bedürfnisse nach der Welt.“

Autorin von „Genug ist genug. Die Kunst des Aufhörens“ (2008), „Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit“ (2002), „Immer wieder neu oder ewig das Gleiche. Innovationsfieber und Wiederholungswahn“ (2000), „Lernen mit beschränkter Haftung. Über das Scheitern der Schule“ (1997), „Das Leben als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit“ (1996)

| Ergeht an.:

1. AbtL zE elektr
2. AL zE elektr
3. elektr. an
4. VV an
5. zA

